

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Adnan, Etel
Paris, Paris

Aus dem Englischen von Nicolaus Bornhorn

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 2984
978-3-518-39484-7

suhrkamp taschenbuch 2984

Etel Adnan, Malerin und Schriftstellerin mit Wohnsitz in Beirut, San Francisco und Paris, beschreibt ihr Paris, das sie liebt wie keine andere Stadt. Ihr Paris ist auch das Paris von Baudelaire und Delacroix, Mallarmé und Picasso, Sartre und Djuna Barnes, das Paris der vietnamesischen und afrikanischen Einwanderer, der Revolutionäre und Bohemiens.

Die gebildete und belesene Kosmopolitin nimmt uns mit zu einem Rundgang durch die Stadt, zeigt uns die schönsten Plätze, Parks, Cafés und Restaurants und klärt uns ganz en passant und mit einem sehr weiblichen Blick über Geschichte, Literatur, Kunst und politisches Geschehen in dieser Stadt auf.

Etel Adnan

Paris, Paris

Aus dem Englischen
von Nicolaus Bornhorn

Suhrkamp

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Paris, when it's naked

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1999

suhrkamp taschenbuch 2984

© Etel Adnan 1993

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39484-7

Paris, Paris

Paris, Paris

Wenn es regnet in Paris, holt Europa seine Regenschirme hervor. Rasch landet die Morgenzeitung im Papierkorb. Im Kaffee steht die Sahne so dick, daß man Wien vermißt, und die schweren Mäntel der Männer, die zu ihren Schreibtischen eilen, strömen den Geruch butterbestrichenen Brotes aus. In der Metro ist es dunkel und schmutzig. Unter den Fahrgästen sind viele junge Frauen, einige von ihnen haben noch nie den *Spleen de Paris* gelesen. Natürlich hat Baudelaire London geliebt. In den Bussen leuchten Glühbirnen, und der Morgen sieht genauso aus wie der Vorabend, mit denselben Fahrgästen, die sich nach Jahren noch fragen, ob sie einander zulächeln sollten. Heute soll's wieder nicht sein. Jene, die mit dem Auto zur Arbeit fahren, säubern die Windschutzscheiben, manche wischen geschwind mit dem Ärmel darüber. Es ist sehr schwierig, einen Parkplatz zu finden, wenn das Wetter schlecht ist, und die meiste Zeit des Jahres ist es schlecht. Einige mutige Bürger führen ihren Hund aus zur Morgenpromenade. Mensch und Tier werden naß, aber es gibt unerläßliche Pflichten, und man hält sich an die Regeln. Die Morgennachrichten handeln nur von Europa. Die europäische Einheit ist das Allheilmittel, und der Durchschnittsfranzose möchte wissen, wieviel Schnee in Rußland gefallen ist. Vielleicht werden nach dem Fall des Kommunismus die Winter weniger schneidend, und die russische Wirtschaft erlebt einen Aufschwung. Wölkchen jeglicher Art bedecken den Fernsehschirm, nicht nur die vom Atlantik, sondern auch jene, die von der Nordsee herüberkommen. Ach ja! über Hamburg ist ein Sturm hinweggefegt. In der Zwischenzeit hat der Regen nicht nachgelassen. Man kann draußen nichts sehen und auch das Fenster nicht öffnen. Bis Mittag ist es dunkel, und dann ist es schon fast zu spät für einen kräftigen Lichteinfall von

oben. Sie heben den Kopf, schauen aufs Firmament, aber Engel mit Trompeten bleiben aus. Statt dessen durchqueren bedrohliche Wolken den Himmel. Sie schieben sich übereinander, es gießt in Strömen. So hören Sie sich die Ein-Uhr-Nachrichten an und erfahren, daß die Pferderennen abgesagt sind. Einmal mehr. Ist das Radio eingeschaltet, heißt es, das Wetter sei daran schuld; läuft das Erste oder Zweite Programm, sieht man gebändigte Pferde, denen Decken übergeworfen wurden. Sie fragen sich, ob diese Decken auch naß sind, und hoffen das Beste. Sie setzen ohnehin nicht auf Pferde. Es wird spät. Sie wissen nicht genau, wofür, aber schon ist es zu spät. Die Gehsteige glänzen, und schlüpfrig sind sie auch. Auf allem steht Wasser. In ganz Europa regnet es. Im italienischen Teil gibt es einen Anflug von Sonne. Aber gehört Sizilien noch zu Europa? Werden wir jene heißen südlichen Landstriche in unsere nördliche Wirtschaft eingliedern? Wird es dort unten stärker regnen, wenn Europa eine gemeinsame Armee besitzt? Heutzutage hat niemand mehr Antworten. Was wäre, wenn die Russen ihre Winter ins westliche Europa mitbrächten? Wie können wir in der Pechschwärze eines schwedischen Morgens zur selben Zeit aufstehen wie in Paris? Man wird unerhörte Probleme lösen müssen. Zum Glück gibt es die Züge. Sie rutschen nicht aus auf Gehsteigen, fürchten die Stürme nicht. Sie fahren pünktlich ab, und pünktlich kommen sie an. Schließlich sind sie eine europäische Erfindung. Sie passen zum europäischen Wetter. Sehen Sie nur, wie gut sie durch die Schweiz kommen, ohne zusätzlichen Kraftaufwand! Und Frankreich wird das Liniennetz seiner pfeilschnelle Züge bis nach Spanien ausdehnen. Sind Sie erst einmal in Spanien, können Sie sich überlegen, was zu tun ist, um im Trockenen zu bleiben. Sie können aber auch in Paris bleiben. Der Regen wäscht sorgfältig die Denkmäler, entlaubt die Bäume, verschmilzt mit der Seine, so daß Sie nicht mehr wissen, ob Sie gehen oder dahintreiben, und ist

das nicht ein wunderbarer Gemütszustand? Doch es wird dunkler, falls das überhaupt vorstellbar ist. Winzige Lichter kämpfen sich durch bis zu Ihren Augen. Sie sind jetzt in der engen Rue des Canettes, und dort gibt es ein griechisches Restaurant mit Ständern eigens für nasse Regenschirme, so daß Sie sich nicht auf Ihren setzen müssen und womöglich Arthritis bekommen. Sie treten ein, weil Sie hungrig sind und weil es in Paris nichts zu tun gibt außer hie und da zu essen, in einem dieser ausländischen Lokale; außerdem sind sie nicht so langweilig wie die ausländischen Filme in den Kinos. Wer will schon auf der Leinwand die Moskauer Metro sehen, wenn die französische unter Wasser steht! Doch dieses spezielle griechische Restaurant tischt keine typisch griechischen Gerichte mehr auf, Sie greifen also nach Ihrem nassen Schirm, ziehen den nassen Mantel wieder an, gehen in strömendem Regen die nasse Straße hinunter und halten Ausschau nach einem billigen chinesischen oder vietnamesischen Eßlokal. Aber Vorsicht, Sie verlassen Europa, und Europa ist offiziell noch nicht gegründet. Sie werden bis Ende des Jahres warten müssen. Zumindest sind Sie in Paris, und das wissen Sie genau; Paris braucht Europa nicht, und auch keinen anderen Kontinent. Und niemals werden Sie in dieser Stadt vor Durst umkommen wie in afrikanischen Wüsten; ihre Haut wird nie austrocknen, Ihr Teint bleibt glatt. Obgleich Sie es wohl nie bis zu den rosigen Wangen englischer Prinzessinnen bringen werden, es sei denn, der Gemeinsame Markt funktioniert wirklich. In der Zwischenzeit sollten Sie sich nach einem kleinen Restaurant umsehen, das guten billigen Bordeaux als Hauswein serviert, denn im Regen wirken Kehle und Geldbeutel auf einmal trocken. Und dann schauen Sie auf Paris, tun Sie's in Ihrer Vorstellung, wenn Ihre Augen es nicht finden, und Sie werden sehen, welche kompakte Masse diese Stadt darstellt, welche Fuge in ihrer Komposition, welches Epos aus Stein, welcher vergänglichem Geist im Regen.

Paris, Paris

Ich hatte die Tante meiner Freundin zum Lunch zu Gast. Weihnachten ist drei Wochen alt. Jesus ist schon gewachsen, und in einigen Monaten, noch vor Frühlingsende, wird er sterben. Also liegt ein wenig Melancholie in der Luft, verstärkt noch vom Regen. Es regnet sacht, zu sacht, um von Bedeutung zu sein für die Bäume im Jardin du Luxembourg, doch dieser Regen ist beständig, nach einer Weile wird er der französischen Landwirtschaft guttun. Auch meiner Seele tut er gut, die in Gefahr ist auszutrocknen nach all der Zeitungslektüre. Ich brauche den Regen, und er ist da, schlägt gegen die Fenster. Derweil habe ich die Tante meiner Freundin vergessen. Sie traf um ein Uhr nachmittags ein, mit Regenschirm. Sie sah erschöpft aus. Nach einer Weile saßen wir am Eßzimmertisch. Wir mußten das Licht anlassen, denn den ganzen Tag über ist es dunkel; nachts natürlich auch, aber das versteht sich von selbst. Ich hatte für jede von uns einen weißen Boudin zubereitet, eine Wurst aus Hühnerfleisch und Milch. Eine Weihnachtstradition der Franzosen. In Frankreich versuche ich, das zu tun, was die Franzosen tun. Zum Boudin gehören saure grüne Äpfel aus Kanada, in Butter gebacken. Es dauerte lange, bis sie durchgebacken waren, deshalb war der Boudin beim Auftischen schon abgekühlt. Was nicht der Tradition entspricht. Nach dem Boudin gab es einen langen Fisch, einen »bar«*. Er war frisch, teuer, aber gekocht, und ein Teil seines Aromas war in die Brühe übergegangen, die wir weggossen. Von den 365 Käsesorten, die Frankreich erzeugt, wählten wir drei aus, doch keine von uns rührte sie an. Eine riesige Tarte Tatin, die ich in der Rue Vavin gekauft hatte, schlug sie aus dem Felde. Sie war nicht heiß genug, was mir ein wenig peinlich war. Die Tante meiner Freundin war in

* Seebarsch

gedrückter Stimmung. Sie aß sehr wenig, der Wein blieb im Glas. Ihre Melancholie sickerte ins Zimmer. Augenscheinlich war es dunkel in ihrem Herzen. Ihre Kinder hatten Weihnachten nicht mit ihr zusammen verbracht, und auch Sylvester nicht. Sie hatten unterschiedliche Verpflichtungen in verschiedenen Ländern. So hatte sie die Feiertage im Gedenken an jenen Sohn verbracht, der vor nicht allzulanger Zeit Selbstmord begangen hatte. Ihre bläulichen Augen sind die einer Seherin. Ihre Umgangsformen zeugen von wahrer Eleganz. Gefühlsclaven kochen in ihrem Herzen. Aber sie behält ihre Gefühle für sich, ist sie es doch gewohnt, ihre Würde zu wahren, während sie die Eigenart jener, die ihr nahestehen, respektiert. Nie hat sie um etwas gebeten, und immer gab sie mehr, als sie empfing. So gleicht sie dem Wetter in Paris, einhüllend, launisch, verheißungsvoll. Ihre Augen sind feucht, sie hat einen hellen Teint, und obgleich eine große Ungeduld in ihr ist, beeilt sie sich nie; darin ähnelt sie dieser Jahreszeit, dem Winter, der sich bereit hält, in übersprudelnden Frühling auszubrechen. Doch der Jardin du Luxembourg ganz in der Nähe ist prachtvoll wie sie in all seiner Blöße, reduziert auf seine wesentlichen Formen. Betritt man ihn, wird man weder von Farbe noch Blattwerk abgelenkt, man sieht sich einem Wald dunkler Säulen gegenüber, Stämmen aufrecht und voller Leben, einer von der Kamera eingefrorenen Armee. Unser Gast mußte aufbrechen, und sie hinterließ eine Leere, eine Abwesenheit, Fragen gleich, die in der Luft hängen. Sie wurde vermißt, obschon sie dies nie wissen wird, oder glauben würde, wenn wir es ihr sagten. Sie kennt ihre Wirkung auf jene nicht, die um ihr Vermögen wissen, andere Menschen an sich zu binden. Sie sieht sich von Einsamkeit umgeben, aber diese Einsamkeit ist bewohnt von der stillen Leidenschaft jener, die in ihrer Nähe leben. Eine Wolke, einem Dunst, einem Parfum aus Vergänglichkeit gleich, ließ sie einen Schweif unausgesprochener Worte zurück. Ich öffnete die

Fenster, war ohne Vorstellung, was ich tun könnte, und Paris schlüpfte herein, füllte allen Raum, kühlte mein Gesicht. Dann schloß ich sie wieder, brachte vom Balkon eine Vase voller Rosen herein, die ich zu den Festtagen bekommen hatte, und zeichnete sie sorgfältig mit Sumi-Tinte; die meiste Zeit lasse ich sie draußen, damit sie sich länger halten. Aber ich brauchte sie, ihre Gesellschaft wurde unentbehrlich, als mir bewußt wurde, daß mein Gast schon wieder zu Hause angelangt und der Nebel draußen dichter geworden war. Da ich nachrichtensüchtig bin, stellte ich das Radio an, doch es gab nur Sportergebnisse, und der Name des deutschen Mädchens, das in Garmisch einen Titel gewann, blitzte auf. Die Schneeverhältnisse seien nicht sehr gut, hörte ich noch, da stellte ich das Radio wieder ab. Ich hatte das Gefühl, Paris braucht mich nicht, ich muß ernsthaft die Rückkehr nach Kalifornien ins Auge fassen. Aber eine Anzahl von Gründen hält mich hier zurück, und nun, da der Nachmittag seinem Ende zueilt, ziehe ich den Mantel an und beschließe, ins Café Saint-Claude zu gehen. Ach, es niegelt! Ganz so wie es schmelzende Schneeflocken gibt, gibt es auch schmelzende Regentropfen, die den Boden nicht erreichen: sie scheinen vor dem Ende ihres Flugs zu verdunsten. Deshalb habe ich den Eindruck, Wasserflächen zu durchqueren, ohne ihrer vollen Wucht ausgesetzt zu sein. Im Café sitzt meine Freundin Claude (keinerlei Bezug zum Namen des Ortes) mit einem Gedichtband. Wir sagen einander nichts Besonderes, nur, daß Paris schön ist. Aber in diesem Wort »schön« sind Jahrhunderte voller Leben, Kriege, Arbeit, Glauben und Tode enthalten. Paris ist in der Tat wunderschön, als letzte der Weltstädte besitzt sie ihre *Seele* noch, sie läuft wie eine gut geölte Maschine. Paris ist schön. Es schmerzt, so etwas zu sagen, die eigenen Arme sind nie lang genug, um eine solche Unermeßlichkeit an sich zu drücken. Claude kann dies auf unschuldige Art und Weise sagen. Mir fällt es schwerer, bei mir klingt es herzerreißend-

der. Es reißt mich in Stücke. Paris ist das Herz einer dahinsiechenden Kolonialmacht, und dieses Wissen nehme ich jeden Abend mit in den Schlaf. Wenn ich in dieser Stadt flaniere, stürze ich in einen Abgrund, verliere mich in der Betrachtung, erlebe Ekstasen, die, so weiß ich, auch Niederlagen sind. Sehen Sie nur, wie häßlich die Zuhälter des arabischen Viertels sind, wie entmenschlicht die Algerier, die es besetzt halten, wie zerstört ihre Frauen, wie erniedrigend ihre Prostitution, sie verkaufen sich an eben jene, die für ihre Ausweisung stimmen. Und ich betrachte diese mit Paris bezeichnete Monstrosität als schön, was sie auch ist! Es ist schon spät, zu spät, um noch im Café zu sitzen. Ich gehe durch enge Straßen nach Haus, überquere die Place Saint-Sulpice, tue dies langsam, denn ich liebe Wasser auf Wasser, und es regnet auf die überströmenden Brunnen. Eine gute Winternacht, um zu Hause zu bleiben, an das Mittagessen zurückzudenken, perplex, keiner Sache mehr sicher. Und dann – ich bin noch nicht schläfrig – gleicht die Stunde im Innern der Wohnung jener draußen, ich ziehe die Vorhänge nicht zu. Ich liebe diese schimmernden schwarzen Scheiben, kein Straßengeräusch dringt je herein. Ich schalte die Zehn-Uhr-Nachrichten ein, und husch! Neuigkeiten vom Imperium: Algeriens Präsident hat sein Amt niedergelegt, um Platz zu machen für eine Machtübernahme des Militärs als Antwort auf den jüngsten Wahlsieg der islamischen Parteien, die mit Leichtigkeit gewonnen hatten; dies entspricht auch den Wünschen Paris'. Wie könnte auch eine herrschende Macht einen so gewaltigen Unterschied zwischen Kulturen tolerieren? Das wäre so, als wolle man Amerikaner dazu bringen, Tacos ebenso zu schätzen wie ihre morgendlichen Getreideflocken. Französische Frauen können den Gedanken ertragen, daß in Algerien Frauen Hungers sterben; der Gedanke, daß dieselben algerischen Frauen ihre Gebete zu Hause sprechen, während sie selbst zur Messe gehen, ist ihnen jedoch unerträglich. Kann man

von einem Volk, das von sich glaubt, die Logik geradezu erfunden zu haben, verlangen, logisch zu sein? Da sitze ich also nächtens vorm T. V. und kann schon absehen, wie die Tragödie sich entfaltet. Es ist zu spät, um noch jemanden anzurufen, und was könnte mir derjenige auch sagen, das ich nicht schon wüßte? Ich glaube zu zittern, so sehe ich nach, ob das Bett gemacht ist, die Decken nicht heruntergeglitten sind, ob noch Wasser in der Volvic-Flasche ist, ziehe Schuhe, Strümpfe und Kleider aus und mach mich, zwischen den Laken, zum Schlafen bereit, wenn Schlafen überhaupt möglich ist.

Paris, Paris

Diese algerische Angelegenheit findet, für uns hier, zumeist im Fernsehen statt; eine Entscheidung ist getroffen worden, um den Volkswillen eines Landes zu brechen, das durch Betrug heruntergewirtschaftet, durch Habsucht in Wüste verwandelt, das erschöpft ist... Aber ich befinde mich in der Hauptstadt eines Imperiums mit harmlos aussehender Flagge: kein Adler im Wappen dieser Stadt, sondern Blumen; eine Blume als Symbol Frankreichs, so wie *Die Blumen des Bösen* Dichtung symbolisieren. Die giftigen Blumen der Macht. Irgendwann sollte ich diese Abhandlung schreiben. Ein langer Sonntagnachmittag im Winter ist das Härteste, dem man ausgesetzt sein kann, eine Art Sterben in Zeitlupe, eine unbewegliche Langeweile, oder schlimmer noch, ein Abgrund aus Angst. Ängstige ich mich um die Palmen von Biskra? Ja, alles ist möglich. Und es ist so schmerzhaft, nach draußen zu gehen, in der Feuchtigkeit dieser Wasserstadt umherzulaufen. Sieh nur: es gibt Brunnen, Wolken darüber, Regen zwischen Himmel und Erde, und einen uralten, sehr breiten, sehr feuchten Fluß, der sich

hie und da gabelt, dann seine Wasser wieder sammelt, und auf ewig dem Ozean zufließt. Wenn ich mich durch all das hindurchbewege, sehe ich mich in einem Film der dreißiger Jahre, als Frankreich noch nicht zum drittenmal von den Deutschen besiegt war, als es sich selbst noch als eine nicht festzulegende, noch bewegliche Macht begriff, als quecksilbriges Reich, Herrin der Kolonien, was auch Gummi und Kakao bedeutete. Aber dieser algerische Aufruhr verwandelte Frankreich in eine Nation mit zwei Gesichtern: eins ostwärts gewandt, wie unter Karl dem Großen, und eins südwärts, seinem Bauch zugewandt. Die kühlen Partner befinden sich im Osten, wo es schneit, wo man Ski laufen, sich am Feuer wärmen kann. Die Unterdrückten leben im Süden, wo die Sonne ihre sengende Gewalt ausübt; die Armen dort stören den sanften Schlaf der Reichen, die ungestraft Hausstände ruinieren dürfen. Mir ist bestimmt, auf seiten der Armen zu leben, selbst wenn ich nicht arm sein will. Die Armen können die Schwachen hypnotisieren, können noch den letzten Fetzen an Ritterlichkeit aus ihnen herausholen, sie können einen wütend machen. Aber ich bin aus keinem dieser Gründe auf ihrer Seite. Es ist nur so, daß ich eines Morgens aus langem Schlaf erwachte und mich neben ihnen wiederfand, verschlungen von ihrer Nähe. Müßte ich mich in weite Tücher hüllen, um in ihre Nähe zu gelangen und zu empfinden, was sie empfinden, wie in den Straßen Algiers etwa, ich täte es. Sie bilden eine verbotene Stadt, und lebt man weiterhin im Norden der nördlichen Hemisphäre, kann man ihnen nicht anders begegnen als von der anderen Seite eines Gewehrlaufs her. Man kann weiterhin wie ein Fisch im Riesenaquarium von Paris leben und sich sicher fühlen, kann mit den Augen die Scheiben der Konditoreien ablecken. Man kann aber auch brennen, mit Gebeten im Magen statt Brot, wenn man weiter nach Süden geht und das Mittelmeer überquert, und dort bleiben, wenn man sich dafür entscheidet. Wer von uns hat diesen Mumm? Was

mich betrifft, ich scheine ihn nicht zu haben. So bin ich an meine Melancholie gekettet, eher ein Gefühl der Hilflosigkeit, der Niederlage, als romantische Traurigkeit. In Wahrheit ist sie das Gegenteil eines romantischen Zustands. Heutzutage leidet man eher daran, daß die Arterien austrocknen oder das Herz versteinert. All diese Überlegungen umgeben einen, wenn man in Paris lebt. Die Leute machen sich Sorgen wegen der Atombomben, die in der ehemaligen Sowjetunion frei im Umlauf sind. Die russische Flotte ist wie Kriegsbeute im Schwarzen Meer aufgeteilt worden. Die Ukraine besitzt jetzt ihre eigenen Admirale. Im 19. Jahrhundert hätte sich das gut angehört. Aber wir nähern uns dem 21. ohne angemessene Ideen, wie wir ihm ins Auge sehen sollen. Wie kann man sich auf ein Jahrhundert vorbereiten? Schließlich ist es ja keine Party. Wir sind in Wahn befangen, wenn wir glauben, daß wir uns auf irgend etwas vorbereiten können. Nicht wir machen die Dinge, sondern sie machen uns. Das Gewicht dieses Wetters ist Teil meiner Seele. Das Steigen und Fallen der Temperatur regelt oder stört unseren Herzschlag. Ich komme von tief innen bis an den Saum meines eigenen Leibes, um den Sonnenaufgang zu grüßen. Ach! das währt nur kurz. Dann tauche ich ein in diesen Brei aus Luft und Schmutz, atme ihn unter mehr oder minder großen Mühen. Zufällig ist es so, daß ich mich die meiste Zeit, wenn nicht sogar ununterbrochen, daran erinnere, wer ich wenige Stunden oder Tage zuvor gewesen bin. Dies ist beruhigend. Es erlaubt mir, zu fühlen und zu denken. Ja, Gefühle. Auf ihre Art sind es auch Gedanken. Gefühle gleichen Antennen, sie eröffnen Räume vor uns, ganz wie Schneepflüge in verschneitem Gebiet. Aber in Paris fällt nicht oft Schnee, nicht in diesem Jahr. Das Wetter ist eher warm und feucht. Füße werden schwer, der Rücken beugt sich leicht, der Gang verlangsamt sich. So fragt man sich: wie still kann diese Stadt werden, plötzlich, unerwartet? Busse fahren leer, so unterbrechen sie beim Vorüberfah-

ren die Aussicht nicht. Als ob nichts geschehen sei. Der Zeitungskiosk ist nahe bei der Bushaltestelle. Ich habe noch nie jemanden beobachten können, der aus dem Bus stieg, nur um eine Zeitung zu kaufen. Dazu muß erst der Dritte Weltkrieg ausbrechen. Aber wie man sieht, wird die europäische Vereinigung vorangetrieben, um genau diesen Weltkrieg zu vermeiden. Natürlich könnte sie auch – man weiß ja nie – genau das herbeiführen, was sie zu vermeiden trachtet. »Europa« ist überall, am offensichtlichsten in den Cafés, weil man dort, wo früher nur Französisch gesprochen wurde, heute die italienische, holländische oder deutsche Sprache hört. Oft bin ich altmodisch. Zum Beispiel liebe ich Apollinaire. Seine *Ballade du mal-aimé**. Sie verfolgt mich. Er erwähnt den Londoner Nebel, eine Nacht in dieser Wildnis, und jenen Doppelgänger, der ihm an verlassene Orte folgt. In Paris ist es nicht neblig genug, um englische Verbrechen zu begehen. Oder englische Liebschaften. Eines Nachts habe ich diesen vollständigen Einschluß in immateriellen Stoff erlebt, eine Gefangenschaft im Un-soliden; die Unmöglichkeit, im dichten Nebel voranzukommen, war so geheimnisvoll, so berauschend, auf seltsame Weise befreiend. Ich spürte eine menschliche Gestalt, die sich in meiner Nähe regte, so rief ich sie an, sprach den Namen eines Mannes aus, und wirklich antwortete ein junger Mann, aber nicht der, den ich zu kennen meinte, und gemeinsam schritten wir durch die Unsichtbarkeit und fanden die Tür zum Studentenquartier, das ich bewohnte. Wir wurden sehr gute Freunde für sehr lange Zeit.

* Zu deutsch: Lied der Ungeliebten

Paris, Paris

Ich hatte gedacht, es würde bezaubernd sein, fernzusehen, um das Gefühl für nördliche Himmel zu bekommen, und da fand doch in der Tat ein Streik in Marseille statt, der zur Umleitung des Seeverkehrs nach Antwerpen führte. Welch ein Segen! Ich sah riesige Kräne, die Güter entluden, vorwiegend aber sah ich den Hafen Antwerpens, der Himmel ein lichterfülltes Grau, das den im Louvre gelagerten Himmeln so ähnelt. Das Wasser insbesondere war glatt, nur ein Zittern darauf, sanft, voller Anmut, unmerklich verschoben sich durchsichtige Farben in jenem Teil der Nordsee, der den Hafen bildet. Mein Geist flog davon, im wahrsten Sinne des Wortes. Ich schwebte zwischen Möwen, und mir wurde kalt in der Wohnung, ich drehte den Thermostat auf. Der Himmel hier ist auch grau, aber von metallischem Grau. Mein Gott, wie können wir unter so viel Eisen leben? Was mich zurückführt zur Situation in Algerien. Warum sind die Wege zu den Äußerungen des Volkes so gänzlich blockiert? Warum ist die Furcht unter den Mächtigsten am größten? Gerade findet am Fuße des Eiffelturms eine armselige Protestkundgebung künftiger Veterinärmediziner statt, deren Schule in die Provinz verlegt werden soll. Zwanzig Studenten, fünf oder sechs Hunde, und eine ganze Gendarmerieeinheit! Armer Monsieur Mitterand. Er befehligt eine riesige Armee, Atombomben, eine mächtige Flotte, und kann nicht schlafen, weil eine Handvoll youngsters, die, was das Ganze noch schlimmer macht, *tierlieb* sind, in Paris spazieren gehen. Wo sind wir eigentlich? Könnte er nicht darauf vertrauen, daß der Regen ihre Kundgebung aufricht, oder das Interesse der Zuschauer erlahmt? Nein. Die Franzosen nehmen die Dinge zu ernst: schlechte Neuigkeiten für Europa. Wer wird denn da noch lustig und leichtherzig sein in diesem riesigen Patchwork

von Nationen, das Ende des Jahres vollständig sein soll? Ich würde ja gern nach draußen gehen und die Abendzeitung kaufen, aber was könnte sie dem Wissen von jenen erbärmlichen Ereignissen hinzufügen, die unsere Gemüter beschäftigen? Ich genieße die kleinen Gänge, ist doch alles »klein« in dieser großen Stadt. Ein Gang, vorbei am Commissariat de Police, bis hin zum Kiosk, nachdem ich die Titel gelesen habe in den Schaufenstern von La Procure, des inmitten eines katholischen Wohnblocks gelegenen Buchladens; hinter den vielen Scheiben machen Krippen, kleine Statuen, gefiederte Engel den einschläfernden Büchern den Platz streitig. Zwischen Polizei und Kirche (die sich immer gut verstanden haben) eile ich stets und erreiche endlich den Brunnen, tue mein Bestes, um in der Nähe der massigen Saint-Sulpice den Schritt nicht zu verlangsamen, kaufe schnell die Zeitung, lese sie schon auf dem Gehsteig und betrete das Café de la Mairie du VIème Arrondissement, das schon Teil der Legenden und der Nachwelt ist. Sie wissen schon warum. Djuna Barnes hat das Café unsterblich gemacht, und ich träume von ihr, begrüße sie, jedesmal wenn ich es betrete, was mindestens einmal am Tag geschieht. Djuna Barnes. Sie lebte hier bei diesem Brunnen, betrachtete jene Ahornbäume dort, schrieb an diesen Tischen, weinte auf diesem Trottoir, liebte in diesem Wetter. Damals gab es keinen algerischen Aufruhr, es gab zwischenmenschliche Beziehungen, um sie einmal so zu bezeichnen, begonnene und beendete Liebesaffären, Ekstasen in Schlafzimmern, hinter zugezogenen Vorhängen, und lange Schatten draußen, von Liebhabern, die im Regen warteten. Einmal hat sie das Hotel hier am Square bewohnt, da hatte sie's nicht weit bis zu ihrem Café, um dort ein oder zwei Zigaretten zu rauchen, oder hinüberzugehen zur Nummer 20 in der Rue Jacob, wo Natalie lebte. Ach! auch jenen Hof kenne ich, ich habe darin gelebt. Auch ich verliebte mich dort, jedoch in die Linden. Die Schwierigkeiten bei einer

solchen Leidenschaft waren von anderer Art, auch wenn sie deshalb nicht weniger groß waren. Doch heute abend bin ich, während ich darauf warte, daß der Reis in der Küche gar wird, nicht so ganz glücklich. Den ganzen Nachmittag lang habe ich von der Schönheit der Marie de Medici gesprochen. Dies war erschöpfend. Auch lief hier ganz in der Nähe der Film über die irakischen Kinder, die an den Auswirkungen der fortgesetzten Blockade gegen ihr Land zugrunde gehen. All dies ist zuviel für ein einziges Hirn: so viele Interessen, solch ausgedehnte Reisen, ich meine die Gedanken, die in der *Zeit* hin- und herreisen. Aber vertiefen wir das Thema nicht: Seit dem hl. Augustinus ist nichts mehr über die *Zeit* gesagt worden, das den Zeiger der Großen Weltuhr auch nur um eine Sekunde vorgerückt hätte. Gar nichts. So freue ich mich, drinnen zu sein, geschützt vor dem Sturm, der die Bäume im Jardin du Luxembourg beugt. Ich weiß genau, was sie durchmachen. Für sie ist es am schlimmsten, wenn es nicht regnet. Jogger erschüttern den Boden. Ich mag diese narzißtischen Wesen nicht, die hinter unsichtbaren Straßenbahnen herzulaufen scheinen, die sie nie erreichen. Aber das Leben in dieser Nachbarschaft ist angenehm, selbst wenn sie auffallend katholisch ist. Das stört mich nicht allzusehr. Als Kind besuchte ich ihre Schulen, nicht in Paris, sondern in einer der ehemaligen französischen Kolonien. Die Unterdrücker wachen aufmerksam über die Erziehung. Der Reis wird anbrennen, wenn ich nicht nachschaue. Es tut gut, hungrig zu sein, das rückt alles in die richtige Perspektive. Es ist das beste Gegenmittel gegen Politik. Heute abend kein Restaurantbesuch. Ich möchte nicht zur Katze werden, die einem Stück Fleisch oder Fisch nachjagt. Was werde ich zum Reis essen? Brot tut's nicht. Heute kam dieser Brief aus Kalifornien, in dem von einem Feuer in Oakland die Rede war. Eine Zeitlang habe es wie Bagdad ausgesehen, sagte ein Feuerwehrmann. Nun, weiter kann man diesen Vergleich wirklich